Neue Rundschau

Begründet von S. Fischer im Jahre 1890 S. Fischer Verlag

Iman Attia und Michael Rothberg Multidirectional memory und Verwobene Geschichte(n)

Ein Gedankenaustausch

Iman Attia:

Erinnerungskultur und Geschichtsschreibung sind nie starr, auch dann nicht, wenn sie dazu dienen, den Status quo beizubehalten. Erinnerungen aufzuschreiben und Geschichte zu erzählen ist stets von Interessen geleitet und umkämpft - und daher immer in Bewegung. Derzeit bewegt sich einiges in der deutschen Erinnerungskultur und Geschichtsschreibung. Die Geschichten von Communities of Color und Bewegungen von Marginalisierten, die in öffentlich zugänglicher Geschichtsschreibung und Erinnerungskultur überwiegend nicht repräsentiert oder missrepräsentiert sind, aber häufig auf anderen Wegen und in anderen Räumen verbreitet werden, finden allmählich ihren (Um-)Weg in professionelle, mediale und alltägliche Diskurse hinein. Jede der ausgeblendeten Erinnerungen und jede der korrigierten Geschichten brauchte lange, bis sie gehört wurde, nicht mehr zu überhören war, bis der Wille zu wissen auf andere überging und anfing, Früchte zu tragen.

Die Geschichte der Shoah zu erzählen, sie als Geschichte der Verfolgung von und des Genozids an Jüd*innen in Deutschland, in Europa, zu hören und in die Öffentlichkeit zu tragen war anfangs nicht selbstverständlich. Es bedurfte anhaltender Anstrengungen, Kämpfen gegen Widerstände, auch Drohungen, bis die Geschichte der Shoah und die Erinnerung daran Eingang in Curricula und Museen, Geschichtswissenschaft und Erinnerungskultur gefunden hat, bis die Erzählungen der Überlebenden und ihrer Kinder Gehör und Anerkennung fanden. Kein*e Schüler*in kommt heute umhin, sich mit der Verfolgung und dem Genozid an Europas Juden und Jüdinnen auseinanderzusetzen, im Stadtbild ist die Erinnerung vielerorts gegenwärtig, die Fach- und auch die öffentlichen Debatten sind elaboriert. Und doch gibt es hier noch viel zu erforschen und zu diskutieren, zu differenzieren und an verschiedene Kontexte anzupassen:

Auch die Bürgerrechtsbewegung der Sinte*zza und Rom*nja hat lange gebraucht und viel unternommen, um endlich, wenn auch erst ansatzweise, gehört zu werden: Hungerstreiks, Institutsbesetzungen, Ausstellungen und vieles andere mehr war nötig, um in einem langen Prozess zu erreichen, dass der Genozid an den Sinte*zza und Rom*nja Europas anerkannt wurde, ein Denk- und Mahnmal erhielt, dass in der Schule und den Medien, zaghaft noch, darüber gesprochen wird, Projekte zu seiner Aufarbeitung gefördert werden, die Arbeit der Bürgerrechtsbewegung gewürdigt wird. Auch ihr ging es nicht vornehmlich darum, Geschichte zu schreiben, um abstrakte Lücken zu schließen und falsche Darstellungen in der nationalen Geschichtsschreibung zu korrigieren. Vielmehr war es nötig, zu erinnern und richtigzustellen, um recht zu bekommen und entschädigt zu werden, zumindest eine kleine Rente zu erhalten, auch, um der anhaltenden Diskriminierung Einhalt zu gebieten und einen legitimen Platz in der Gesellschaft einnehmen zu können. Besondere Bedeutung hat das Weitergeben des Erlebten, des Erlittenen und des Erkämpften für die Familien der Überlebenden und die Minderheit insgesamt. Noch lange ist nicht alles erzählt, was wichtig wäre, um zu verstehen und zu würdigen, ansatzweise wiedergutzumachen und Sinte*zza und Rom*nja als genuinen Teil der Gesellschaft anzuerkennen - und um die aktuelle Diskriminierung und anhaltende Missrepräsentation von Sinte*zza und Rom*nja in europäischen Gesellschaften zu beenden.

Auch afrikanische Communitys und Schwarze Menschen in Deutschland kämpfen schon lange dafür, dass ihre Geschichte(n) Eingang finden in die Geschichtsschreibung und die Erinnerungskultur, dass Recht gesprochen und Unrecht wiedergutgemacht wird, dass eine kritische Auseinandersetzung mit dem deutschen Kolonialismus und dem kolonialen Erbe stattfindet. Sie kämpfen beispielsweise für eine erinnerungspolitisch angemessene Umbenennung von Straßen, die immer noch unkritisch oder affirmativ an Kolonialverbrechen erinnern; oder erheben Einwände gegen die Errichtung des Berliner Schlosses und des Humboldt Forums, die koloniale Praktiken weitestgehend fortschreiben, anstatt die Gelegenheit eines zentral gelegenen Neubaus und des Umzugs der ethnologischen Sammlungen zu nutzen, um aufzuräumen: zurückzugeben, was unrechtmäßig angeeignet wurde, zu erzählen, was bislang ausgeblendet oder verharmlost Wurde, Platz anzubieten für verschiedene Narrative und kulturelle Erbschaften, zu revidieren und sich zu entschuldigen für Unrecht – historisch Geschehenes und aktuell Anhaltendes, sowohl materiell und politisch als auch diskursiv, kulturell und epistemologisch.

Die nunmehr seit über fünfzig Jahren anhaltende Bürgerrechtsarbeit von Sinte*zza und Rom*nja trägt langsam kleine Früchte, jedenfalls die Aufarbeitung der Geschichte betreffend, was allerdings nicht ihre aktuelle Diskriminierung aufhebt. Auch die Auseinandersetzung mit dem deutschen Kolonialismus hat zaghaft, aber immerhin, begonnen. Andere Geschichten und Erinnerungen dagegen bleiben weiterhin marginalisiert - oder auch missrepräsentiert. Die Geschichte der Vertreibung der Palästinenser*innen und ihr Weg ins Exil, zu einem großen Teil nach Deutschland, nach Berlin insbesondere, etwa wird entweder ganz überhört oder aber als antisemitisch gedeutet. Auch die Stimmen der arabischen und sephardischen Juden und Jüdinnen sind wenig präsent. Vietnamesische, sudanesische, chilenische und all die anderen, im Zuge globalhistorischer Ereignisse nach Deutschland eingewanderten Menschen und ihre Geschichten finden - wenn überhaupt - dann vorrangig als Fluchtund Migrationsgeschichten Berücksichtigung, als etwas, das anderswo stattgefunden hat und »unsere« Geschichte und Gegenwart erst durch »ihre« Einwanderung tangiert.

Die deutsche Erinnerungskultur und auch die Geschichtsschreibung sind also, teils, in Bewegung geraten. Sie bringen Geschichte(n) in die Öffentlichkeit, die lange unsichtbar waren oder es noch sind, und können damit zur Anerkennung bestimmter Erfahrungen und Erzählungen beitragen, eine Voraussetzung, um zu verstehen und wiedergutzumachen, irgendwann vielleicht auch zu verzeihen und sich zu versöhnen.

Im Zuge der Pluralisierung von Erzählungen und Erinnerungen sowie der Ergänzung und Korrektur von Geschichtsschreibung entstehen neue Herausforderungen für Erinnerungskultur und Geschichtsschreibung. Eine dieser Herausforderungen ergibt sich daraus, dass es so viele Geschichten und Erinnerungen sind, die Eingang in die Geschichtsschreibung und in die öffentliche Erinnerungskultur beanspruchen. Sie alle sind wichtig, und doch fällt es der hegemonialen, immer noch überwiegend nationalen Perspektive schwer, sich von verschiedenen Seiten durchkreuzen und in Frage stellen, korrigieren und provinzialisieren zu lassen. Zudem unterscheiden sich die Ausgangs- und Aushandlungsbedingungen: Während die einen von privilegierten Orten und festen Fundamenten aus erinnern, werden anderen mehr oder weniger großzügig Räume zugestanden, und wie-

der andere kämpfen vom Rand her, um überhaupt gehört zu werden. Zum Kampf um Anerkennung der primären, historischen Diskriminierung, um die es dabei häufig geht, gesellt sich der Kampf um Anerkennung der sekundären, geschichtswissenschaftlichen und geschichtspolitischen, erinnerungskulturellen und erinnerungspolitischen Diskriminierung durch Ausblendung und Missrepräsentation.

Auf die Bedeutung der Erzählung primärer und sekundärer Diskriminierung für jene, die bislang nicht gehört und nicht gesehen wurden, die einen Platz in der Gesellschaft beanspruchen und die bereits angefangen haben, ihn sich zu nehmen, stößt der privilegierte Unmut, sich immer wieder und immer mehr marginalisierte Erzählungen anhören zu müssen, anstatt endlich nach vorn zu schauen. Im Zuge der Pluralisierung der Erinnerungen und der Standpunkte, von denen aus Geschichte erzählt wird, geraten Deutungen aneinander, konkurrieren und widersprechen sich, hängen miteinander zusammen und beziehen sich aufeinander, fordern die Grenzziehungen zwischen historischen Ereignissen und rassialisierten Gruppen heraus. Was zu erinnern sei und in welcher Weise dies zu geschehen habe, was erzählt werden müsse oder aber ausgeblendet bleiben könne, was es wert sei, rekonstruiert, erhalten und präsentiert zu werden, wie Geschichte(n) zusammenhängen und doch unterschiedliche Wege gegangen sind, all das ist umkämpft. Die Pluralisierung und das Verweben von Erinnerungen gerät zu einer Intervention in hegemoniale Geschichtsschreibung, Interessenkonflikte und Machtkämpfe sind nicht zu vermeiden. Hieran setzen verschiedene aktuelle Konzepte an.

Michael Rothberg:

Iman Attia verdeutlicht, dass Geschichtsschreibung und öffentliche Erinnerungskultur Konfliktzonen sind, in denen Fragen der Anerkennung vor dem Hintergrund ungleicher Machtverhältnisse sichtbar werden. Sie hebt besonders die Beziehungen zwischen unterschiedlichen rassifizierten Minderheiten und der hegemonialen, öffentlichen Erinnerungskultur der Bundesrepublik Deutschland hervor und weist sowohl auf die Prozesse der Ausgrenzung hin, die diese Erinnerungskultur geprägt haben, als auch auf die langen und noch nicht abgeschlossenen Kämpfe marginalisierter Communitys für eine neue, inklusive erinnerungspolitische Landschaft. Da ich

vergleichend arbeite, werde ich mich sowohl auf den Umgang in Deutschland als auch auf andere nationale Kontexte beziehen.

Ich besuche Berlin regelmäßig und für längere Zeiträume, mein Lebensmittelpunkt befindet sich jedoch in den USA, und deshalb möchte ich zunächst auf diesen Kontext eingehen. Die US-amerikanische Erinnerungskultur ist durch ähnliche Anstrengungen und Kämpfe gekennzeichnet wie diejenigen, auf die Iman Attia in ihrem Beitrag über die deutsche Erinnerungskultur hinweist, hat jedoch auch ihre Besonderheiten.

Auch wenn dies zum Teil eine grobe Verallgemeinerung ist, kann behauptet werden, dass US-amerikanische öffentliche Erinnerungskultur im Vergleich zur deutschen sowohl mehr als auch weniger »fortschrittlich« ist. Auf der einen Seite haben die Vereinigten Staaten eine starke Tradition des liberalen Multikulturalismus, der - trotz seiner offensichtlichen Einschränkungen - eine stärker inklusive Erinnerungskultur ermöglicht als in Deutschland, Einige Versionen der Erinnerung an Einwanderung, an den Kampf um Bürgerrechte und andere minorisierte Erinnerungstraditionen sind zentraler Bestandteil US-amerikanischer Erinnerungskultur und Identität. Selbstverständlich haben diese inklusiven Praktiken auch offenkundige Grenzen: Nur die am wenigsten bedrohlichen Versionen dieser Geschichten werden akzeptiert, und es besteht ein hohes Risiko, dass sie vereinnahmt werden. So wird etwa die Erinnerung an den Aktivismus von Martin Luther King, Jr., regelmäßig als eine »farbenblinde« Ideologie kooptiert und damit die falsche und gefährliche Idee unterstützt, die USA seien »post-racial«. Generell hat sich Multikulturalismus als etwas erwiesen, das sich sehr leicht in neoliberale Politiken von Diversität integrieren lässt, die Differenz entpolitisieren und Fragen von Macht und Ungleichheit ausblenden. Nichtsdestotrotz sagt die - im Vergleich zum deutschen Fall - relative Offenheit der US-amerikanischen Erinnerungskultur etwas über das demokratische Potential der amerikanischen Gesellschaft und die Defizite des deutschen Kontextes aus.

Auf der anderen Seite, gibt es in der Bundesrepublik Deutschland eine – in den Vereinigten Staaten kaum existierende – Erinnerungskultur, die aus der Verantwortung für die Verbrechen des eigenen Staats entstanden ist oder zumindest aus einem signifikanten Verbrechen heraus: dem Genozid an den europäischen Juden und Jüdinnen. Iman Attia beschreibt, dass es Jahrzehnte brauchte, um hier eine Kultur der Verantwortung zu entwickeln, und obwohl diese wesentliche Mängel aufweist, bietet sie trotzdem vielen Menschen überall auf der Welt ein Beispiel dafür, wie Staa-

ten sich ihrer schwierigen Vergangenheit stellen und neue Formen von Wiedergutmachung (finanziell und anderweitig) für die Opfer und deren Nachfahr*innen entwickeln können. In den Vereinigten Staaten ist Wiedergutmachung für das Verbrechen der Sklaverei nach wie vor eine randständige Idee, obgleich sie weiterhin von Aktivist*innen, Intellektuellen und manchmal auch Politiker*innen diskutiert wird. Noch weniger präsent und aus dem kollektiven Bewusstsein ausgeblendet ist die Auseinandersetzung mit dem anderen Gründungsverbrechen der Nation: mit der Enteignung der indigenen Bevölkerungen, dem Genozid an ihnen und mit der Errichtung des kolonialen Siedlungsstaates auf geraubtem Land.

Diese Doppelstruktur des US-amerikanischen Gedächtnisses – zugleich ideologisch inklusiv und über Gründungsverbrechen und fortlaufende Enteignungen schweigend – erzeugt ein Spannungsmoment, das sich von jenem unterscheidet, das Iman Attia für Deütschland beschreibt. Die binären Beziehungen zwischen dem Staat und rassifizierten Minderheiten in Deutschland, die Iman Attia erwähnt, sind auch in den USA sehr präsent. Allerdings öffnet die Prominenz der multikulturellen Ideologie einen Raum für das Herstellen von Beziehungen zwischen Minderheiten (cross-minority relations), der mal von Solidarität, mal von Konflikt und oft von einer Mischung aus beidem geprägt ist.

In meiner eigenen Arbeit über Erinnerungskultur stelle ich diese Beziehungen zwischen Minderheiten (cross-minority relations) in den Vordergrund. Als ich begann, mein Buch Multidirectional Memory: Remembering the Holocaust in the Age of Decolonization zu schreiben, spürte ich, dass Diskussionen über Erinnerungen an den Holocaust - in den USA, aber auch in Europa und anderswo - in dem gefangen waren, was ich »konkurrierende Erinnerung« (competitive memory) und die Logik des »Nullsummenspiels« (zero-sum game) nenne: Einige Menschen befürchten, dass, immer wenn der Holocaust mit Bezug zu einer anderen Geschichte erwähnt wird, der Holocaust »relativiert« oder sogar »geleugnet« würde. Andere wiederum sind der Meinung, dass alleine das Aufrufen der Erinnerung an den Holocaust andere historische Erinnerungen an Gewalt und Traumata unsichtbar mache. Meines Erachtens sitzen beide Positionen einer falschen Vorstellung davon auf, was Erinnerungskultur im Allgemeinen bedeutet, und verstehen nur ungenügend, wie sich die Erinnerung an den Holocaust im Verhältnis zu anderen historischen Erinnerungen herausgebildet hat. Mit dem Fokus auf das, was ich die Erinnerung an den Holocaust im »Zeitalter der Dekolonisierung« nenne, versuchte ich, die Herausbildung

der Erinnerung an den Holocaust neu zu denken und ein neues Verständnis von den Dynamiken von Erinnerung vorzulegen. Auch wenn ich die Hierarchien und Machtasymmetrien, die Iman Attia so gut darstellt, anerkenne, diese sogar den Ausgangspunkt meiner Überlegungen bilden, halte ich es für notwendig, die produktiven und oft überraschenden Begegnungen sichtbar zu machen, die zwischen Erinnerungstraditionen verschiedener Minderheiten sowie zwischen marginalisierten und hegemonialen Erinnerungen erfolgen – trotz existierender Machtasymmetrien.

Beispielsweise zeige ich, dass die in Frankreich zur Zeit des Eichmann-Prozesses erfolgte Herausbildung einer öffentlichen Erinnerungskultur, die die Spezifizität des Holocaust betonte, unter anderem auf die Intensität der antikolonialen Kämpfe um Algerien zurückzuführen ist. Ich stellte fest, dass sogar Überlebende von Konzentrationslagern wie beispielsweise Charlotte Delbo sich entschlossen, ihre persönlichen Erinnerungen an Auschwitz während und nach dem algerischen Unabhängigkeitskrieg in die Öffentlichkeit zu tragen. Dieser rief bei vielen französischen antikolonialen Aktivist*innen (und auch einigen algerischen Unabhängigkeitskämpfer*innen) Erinnerungen an Folter, Lager und Massaker hervor. In einem Artikel für die Wochenzeitung der Neuen Linken France, Observateur ging die Autorin Marguerite Duras so weit, einen algerischen Arbeiter in seinem französischen »Ghetto« und einen Überlebenden des Warschauer Ghettos nebeneinanderzustellen - all das im Kontext des am 17. Oktober 1961 von der Pariser Polizei verübten Massakers an friedlich demonstrierenden Algerier*innen. Der afroamerikanische Schriftsteller William Gardner Smith, der ebenfalls Zeuge des Oktober-Massakers war, ging noch einen Schritt weiter: Er sah nicht nur Gemeinsamkeiten (und Unterschiede) zwischen der Gewalt des späten Kolonialkriegs Frankreichs und jener der Nazis, er brachte auch diese rassistischen Regime und den Rassismus in den USA zusammen. Die Vision, die er entwickelte, nenne ich »drei Ghettos«. In dieser stellt er auf empathische Weise nebeneinander, reduziert aber nicht auf das Gleiche. Multidirektionale Erinnerungen wie diese stellen nicht zwingenderweise Gleichsetzungen her, die die Besonderheiten unterschiedlicher Geschichten wegwischen. Im besten Fall bringen sie differenzierte historische Erinnerungen zusammen und lassen auf diese Weise solidarische Beziehungen zwischen einzelnen Minderheiten entstehen.

Mein Konzept der *multidirectional memory* wurde von anderen Wissenschaftler*innen aufgegriffen und auf viele Teile der Welt übertra-

gen. Tatsächlich aber stellt der deutsche Kontext Herausforderungen an die Konzipierung und Artikulierung einer multidirektionalen Erinnerung an den Holocaust, weil sich hier eine spezifische Kultur historischer Verantwortung herausgebildet hat.

Iman Attia:

Einige der von Michael Rothberg genannten Rassismen, die in den Vereinigten Staaten zu den zentralen historischen und aktuellen kulturellen Dominanz- und gesellschaftlichen Machtverhältnissen gehören, sind auch in der Bundesrepublik relevant, wenn auch in anderer Weise. Die Kritik am Rassismus gegen die indigene amerikanische Bevölkerung etwa findet in der bundesdeutschen Perzeption kaum Beachtung: Weder wird dem Genozid an und der Verdrängung von Native und First Nations Americans in der Geschichtsschreibung gebührend Beachtung geschenkt, noch werden die anhaltenden kulturellen Repräsentationen reflektiert, die etwa in der Kinder- und Jugendliteratur, in Spielfilmen und in Karnevalsumzügen rassistische Diskurse am Leben erhalten. Auch dass das Thema Sklaverei durch die Beteiligung Brandenburg-Preußens am Handel mit versklavten Afrikaner*innen Ende des 17. Jahrhunderts durchaus eine deutsche Dimension hat, ist in der Bundesrepublik nur wenigen geläufig. Wenn dies doch der Fall ist, dann wird der deutsche Beitrag zur Geschichte der Versklavung von Afrikaner*innen allzu häufig als Rettungsaktion verharmlost. In den deutschen Kolonien seien Sklav*innen »freigekauft« worden und diejenigen, die ins Kaiserreich verschleppt wurden, hätten hier ein gutes Leben geführt - so die weitverbreitete Tradierung der kolonialen Version. Insofern schöpfen einige der Rassismen, die Michael Rothberg erwähnt, in den Vereinigten Staaten und in der Bundesrepublik aus den gleichen Quellen, werden aber den spezifischen historischen Kontexten und gesellschaftlichen Bedingungen angepasst und unterschiedlich (oder gar nicht) erinnert.

Von Bedeutung für die jeweilige Erinnerungskultur ist nicht nur die konkrete historische Verstrickung, sondern auch die Vorstellung und Konstruktion der Nation. Das neoliberale, multikulturelle Selbstverständnis der USA läuft zwar Gefahr, soziale Ungleichheit und gesellschaftliche Machtverhältnisse aus dem Blick zu verlieren, birgt aber ein demokratisches, inklusives Potential für Erinnerungskultur, darauf weist Michael

Rothberg hin. Im bundesdeutschen Kontext dagegen, in dem Nation homogenisiert und Differenz externalisiert oder vernichtet wird, spiegelt sich dies auch in der Erinnerungspolitik und -kultur wider. Das homogenisierende und essentialisierende Konzept der eigenen Nation als Volk, das auf gemeinsamer Geschichte, Kultur und Sprache gründe, rahmt Geschichtsschreibungen und Erinnerungskulturen. Es ist wenig geeignet, globalhistorische Verflechtungen, transnationale Zugehörigkeiten und widersprüchliche Verstrickungen in einer Weise zu berücksichtigen, die sowohl den Verbrechen im Namen von Nation(alstaat) und Volk(sgemeinschaft) als auch den multiplen und pluralen Erfahrungen und Erinnerungen ihrer (Staats-)Bürger*innen gerecht werden.

Hieran setzt das Projekt Verwobene Geschichte(n) an (www.verwobenegeschichten.de). Verwobenheit wird darin doppelt in den Blick genommen: Zum einen perspektivieren wir die Verwobenheit deutscher Geschichte mit globaler Geschichte, die in national(istisch)en Geschichtsschreibungen und Narrativen als extern thematisiert wird und die die Nation daher bestenfalls im Zuge von Migrationsbewegungen beträfe. Demgegenüber richten wir die Aufmerksamkeit auf die globalhistorischen Dimensionen von Ereignissen. Wir interessieren uns dabei insbesondere für jene, die mit deutscher Geschichte verwoben sind und konkret im sozialen Nahraum oder anhand von Biographien of Color erzählt werden können. Zum anderen verweben wir die häufig getrennt voneinander erforschten und erzählten Geschichten miteinander. Wir suchen nicht nur nach Spezifika, sondern auch nach historischen Kontinuitäten zwischen den Ereignissen und auch nach Brüchen innerhalb der Ereignisse. Wir fragen nach geteilten Erfahrungen, sowohl im Sinne von gemeinsamen (shared) als auch von sich unterscheidenden (divided) Erfahrungen und den Umgangsweisen damit. Hierzu sind Narrative und Biographien gut geeignet, die die starre Einteilung in rassifizierte Zugehörigkeiten und damit zusammenhängende historische Ereignisse irritieren, so dass Mehrfachzugehörigkeiten, Bindestrich-Identitäten und intersektionale Positionierungen zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten sichtbar werden.

Das Konzept unterscheidet sich zum Teil von Michael Rothbergs Konzept der multidirectional memory. Es weist aber auch Parallelen und Überschneidungen auf. Im Wesentlichen nehmen die Verwobenen Geschichte(n) vernachlässigte Aspekte von Geschichtsschreibung und Erinnerungskultur in einer Weise in den Blick, die machtförmige Containermodelle von

Geschichte und Kultur, Nation und Identität, Geographie und Politik durchkreuzen. So werden Kolonialismus und Nationalsozialismus nicht als in sich geschlossene und von der »eigentlichen« Geschichte sowie voneinander unabhängige ZeitRäume erdacht. Im Unterschied zu Geschichtsschreibungen, die ZeitRäume abgrenzen, suchen wir nach fließenden Zusammenhängen und überschreitenden Querverbindungen und fokussieren dabei auf relevante Themen.

Das Phänomen »unfreie Arbeit« und seine Koppelung an rassistische Gesellschafts- und Politikmodelle etwa ist ein thematischer Fokus, der als Verwobene Geschichte(n) andere Perspektivierungen als die sonst üblichen erlaubt. In unserem Projekt legen wir den Schwerpunkt nicht auf die Unterscheidung zwischen unfreier Arbeit im kolonialen versus im nationalsozialistischen Kontext und erzählen sie nicht als jeweils in sich geschlossene und vergangene Geschichte. Vielmehr nehmen wir jene Bezüge in den Blick, die bereits vor dem Eintritt des Kaiserreichs in die koloniale Ausbeutung und Umstrukturierung Afrikas und das Erzwingen von Arbeit bis zum Tod, rassifizierte Formen von Arbeitsorganisation einführten. Und wir enden nicht mit den unterschiedlichen Formen und Phasen von Zwangsarbeit im Nationalsozialismus und koppeln sie nicht von jenen im Kolonialismus ab. Dagegen nehmen wir auch ihre Auswirkungen und aktuelle Formen rassifizierter Arbeit im nationalen und internationalen Gefüge in den Blick. Uns interessieren in den jeweiligen historischen Epochen und geopolitischen Räumen die verschiedenen Prozesse und Ausformungen rassifizierter unfreier Arbeit, ihre alltäglichen Einbettungen und die subjektiven und sozialen Erinnerungen daran. An die Geschichte einer Person zu erinnern, die sowohl im kolonialen als auch im nationalsozialistischen Kontext zur Arbeit gezwungen oder von ihr ausgeschlossen wurde, kann die Verwobenheit aus einer subjektiven Perspektive ebenso verdeutlichen, wie die Geschichte einer Firma zu erzählen, die über die Zeit von verschiedenen rassistischen Unrechtssystemen durch Zwangsarbeitsverhältnisse profitierte, sich bis heute weder mit der Firmengeschichte kritisch auseinandersetzt noch die Opfer entschädigt und weiterhin floriert.

An solch konkreten Beispielen fragen wir danach, wie rassifizierte unfreie Arbeit sich im Laufe der Zeit verändert und wie sie diskursiv und materiell in die Gegenwart hineinragt. Unfreie Arbeit während des Kolonialismus war nicht in jeder Phase und an jedem Ort gleich organisiert, ebenso wenig, wie dies im Nationalsozialismus der Fall war. Als rassifi-

zierte Personen unter menschenunwürdigen Bedingungen bis zum Tod in Arbeitsverhältnisse gezwungen zu werden traf auch nicht im einen Fall »Schwarze« und im anderen »Juden«. Vielmehr traf unfreie Arbeit verschiedene rassifizierte Personengruppen, deren Erfahrungen und Erinnerungen sich vielfach gruppenübergreifend überschneiden und sich auch innerhalb von rassifizierten Gruppen unterscheiden können beziehungsweise deren Zuordnung zu einer rassifizierten Gruppe selbst ambitionierten Rassist*innen nicht immer leichtfiel, so dass die Organisation und die Erfahrung von unfreier Arbeit über epochale und rassifizierende Grenzen hinweg miteinander verwoben sind und auseinanderlaufen.

Auch andere Formen und Orte der rassistischen Ordnung von Gesellschaft ziehen sich durch koloniale und nationalsozialistische ZeitRäume hindurch, etwa die Stigmatisierung bestimmter Familienverhältnisse als »Mischehen« und die Frage, wie mit diesen zu verfahren sei; oder die Verleihung eines rechtlichen und bürokratischen Sonderstatus für rassifizierte Menschen innerhalb jener Grenzen, die von deutschen Machthabenden gezogen wurden. In der hegemonialen Geschichtsschreibung werden durch die fein säuberliche Trennung von Epochen und Zugehörigkeiten multiple Bezugspunkte und Identifikationen vernachlässigt und bestenfalls zu ambivalenten Bindestrich-Identitäten erklärt; etwa afrikanisch-jüdische, Schwarz-muslimische oder auch arabisch-jüdische. Diese »unreinen Identitäten« kontrapunktisch in den Blick zu nehmen und die Schwierigkeiten, sie zu klassifizieren und einzuordnen, der Kritik zugänglich zu machen trägt dazu bei, den vielschichtigen Verwobenheiten von Geschichte(n) gleichzeitig einen dekonstruierenden und einen gebührenden Platz in Geschichtsschreibung und Erinnerungskultur einzuräumen.

Michael Rothberg:

In ihren Ausführungen verknüpft Iman Attia Kolonialismus und Nationalsozialismus, indem sie den Fokus insbesondere auf das Phänomen der »unfreien Arbeit« richtet. Ohne die verschiedenen Formen von unfreier Arbeit gleichzusetzen, zeigt sie, dass es epistemologisch und politisch sinnvoll ist, Formen von Macht, Gewalt und Ausbeutung nachzuzeichnen, die über unterschiedliche, in der Regel getrennt voneinander betrachtete Geschichten hinweg wirken sowie jenseits der Epochen, in denen diese Geschichten vermeintlich »endeten«.

Seit Multidirectional Memory fertiggestellt wurde, interessiere auch ich mich dafür, wie »Arbeit« als Knotenpunkt für unterschiedliche Geschichte(n) und Erinnerungen im (transnationalen) deutschen Kontext dienen kann. Mein Fokus unterscheidet sich jedoch von jenem des Projekts Verwobene Geschichte(n), insofern ich mich auf eine der größten Migrationswellen seit dem Ende des Nationalsozialismus - die sogenannte »Gastarbeiter*innen«-Anwerbung - konzentriere und diese nicht im Fokus des Projekts zu stehen scheint. Aufgrund der homogenen Konzeption von Nation und »Race«, die Iman Attia beschrieben hat, werden »Gastarbeiter*innen« und deren Nachfahr*innen üblicherweise als außerhalb von Deutschlands nationalsozialistischer Geschichte stehend betrachtet; und das, obwohl viele aus Ländern wie Italien, Jugoslawien und Griechenland kamen, die direkte Erfahrungen mit dem Krieg und Völkermord hatten. Aber auch jene »Gastarbeiter*innen«, die keine persönlichen Kriegserfahrungen mit sich brachten, migrierten in einen Kontext, der tief geprägt war vom Erbe des Faschismus und des Genozids.

Die Neuankömmlinge wurden mit materiellen und diskursiven nationalsozialistischen Kontinuitäten konfrontiert. In einigen Fällen kamen »Gastarbeiter*innen« auf den gleichen Gleisen jener Bahnhöfe an, die im Nationalsozialismus für Zwangsarbeiter*innen genutzt wurden. Die »Gastarbeiter*innen« wurden darüber hinaus oft in Baracken untergebracht, die früher Zwangsarbeiter*innen im Rahmen industrieller Außenlager der NS-Wirtschaft beherbergten. In seiner Geschichte der Ausländerpolitik in Deutschland beschreibt Ulrich Herbert, dass dieselben Außenlagerbaracken »nicht selten « zuerst »Reichsarbeiterdienst-Kolonnen «, dann »Fremdarbeiter*innen«, nach dem Krieg »Displaced Persons«, »Vertriebene« und schließlich »Gastarbeiter*innen« beherbergten. Diese Aufzählung zeigt, dass Deutschlands Erinnerungslandschaft vielschichtig und verwoben ist, auch wenn nicht alle Geschichten im öffentlichen Bewusstsein als »gleichwertig« gelten. Zudem kam auch der Diskurs über die »Gastarbeiter*innen«-Migration nicht umhin, eine Geschichte zu »erinnern«, die gerade erst vergangen war. Zeitgenoss*innen waren sich dessen sehr bewusst. In ihrer Studie über die Arbeits- und Wohnbedingungen von »Gastarbeitern*innen« in den sechziger und siebziger Jahren kommentieren die Historiker*innen Anne von Oswald und Barbara Schmidt trocken: »In Wolfsburg konnte der vom VW-Management eingesetzte Unterkunftsleiter seine früheren Erfahrungen als Leiter des Fremdarbeiterlagers zur Zeit des Stadtaufbaus geltend machen. « Möglicherweise liegt es an derartigen Kontinuitäten, dass sich der VW-Geschäftsführer darüber im Klaren war, wie seine Begriffswahl ankommen würde. Er mahnte seine Angestellten, »nicht von ›Baracken‹ und einem ›Lager‹ zu sprechen und zu schreiben. [...] Das Wort ›Lager‹ könnte Assoziationen hervorrufen, die wir im allseitigen Interesse vermeiden möchten. «Anders ausgedrückt fand Nachkriegsmigration in einer geographischen und diskursiven Landschaft statt, die durchzogen war von nicht aufgearbeiteten Erinnerungen an den Nationalsozialismus und zweifellos auch an andere Geschichten von unfreier Arbeit.

Im Buch Inheritance Trouble: Migrant Archives of Holocaust Remembrance, das ich gemeinsam mit der Germanistin Yasemin Yildiz schreibe, schauen wir uns näher an, wie Migrant*innen und Postmigrant*innen (besonders jene mit Bezügen zur Türkei) dieses schwere Vermächtnis von Zwangsarbeit, Genozid und Erinnerung verhandeln. Wir stellen fest, dass Migrant*innen und Postmigrant*innen trotz des abweisenden Umfelds aus homogenisierenden Vorstellungen von Nation und »Race« innovative Erinnerungsarbeit leisten, in der sie sich mit dem Erbe des Nationalsozialismus auseinandersetzen, zugleich auf Kontinuitäten im rassistischen Gedankengut der Bundesrepublik hinweisen und andere Geschichten von Gewalt und Genozid, besonders den Völkermord an den Armenier*innen, mit einflechten. Obwohl wir uns auf Geschichten und Erinnerungen konzentrieren, die nicht Teil des Projekts Verwobene Geschichte(n) sind, stehen Iman Attias und unsere Interessen im Einklang. Auch wir heben die mnemonische Handlungsmacht rassifizierter Minderheiten hervor, die auf kreative Weise das deutsche Archiv kultureller Erinnerung öffnen und dieses mit Erinnerungsorten verknüpfen, die zugleich äußerst lokal und transnational sind.

Projekte wie Verwobene Geschichte(n) zeigen, dass die Demokratisierung und die Deethnisierung von Geschichtsschreibung und Erinnerungskultur möglich sind – trotz anhaltender Hierarchien von »Race«, Klasse, Geschlecht usw. Dank der Arbeit von Wissenschaftler*innen und Aktivist*innen (sowie akademischer Aktivist*innen!) werden nun multidirektionale Tendenzen in der Vergangenheit sichtbar, und in der Gegenwart werden neue Möglichkeitsräume erschlossen, die allmählich die Struktur mehrheitsgesellschaftlicher Selbstdarstellung verändern. Gleichzeitig ist es wichtig, gegenüber aktuellen reaktionären Tendenzen aufmerksam zu bleiben. Eine wiedererstarkende Rechte in den USA und in Europa (sowie in der Türkei, in Indien und anderen Teilen der Welt)

bedroht nicht nur rassifizierte Minderheiten und all diejenigen, die Visionen von »rassischer Reinheit« ablehnen; die Rechte artikuliert auch historische Erinnerungen, die sich auf die Leugnung und Relativierung von Verbrechen der Vergangenheit stützen und faschistische Vorgänger*innen zelebrieren. In dieser Zeit vieler Möglichkeiten und Gefahren besinne ich mich oft der Gedanken Walter Benjamins »Über den Begriff der Geschichte«: »Vergangenes historisch artikulieren heißt nicht, es erkennen, »wie es denn eigentlich gewesen ist« (Ranke). Es heißt, sich einer Erinnerung bemächtigen, wie sie im Augenblick einer Gefahr aufblitzt. [...] In jeder Epoche muß versucht werden, die Überlieferung von neuem dem Konformismus abzugewinnen, der im Begriff steht, sie zu überwältigen.« Als Wissenschaftler*innen und Aktivist*innen, die sich dafür engagieren, »verwobene Geschichte(n)« und »multidirectional memory« aufzudecken, ist es unsere Aufgabe, Walter Benjamin zu folgen und Geschichte und Erinnerungen gegen den Strich zu lesen.

Übersetzung von Michael Rothberg aus dem Englischen von Melody Makeda Ledwon